



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

„alte,“ aus welchen sie Kenntniss früherer Kunstzustände schöpfen könnten, die Veröffentlichungen aus den Archiven von Lübeck, Hamburg, Danzig, Straßburg und vielen andern Städten mit von altersher blühendem Gewerbe. Die scheinen auf jener Seite leider nicht gelesen zu werden.

Und nun gar der Abgeordnete Baumbach! „Ob das deutsche Gewerbe so heruntergekommen ist, daß man ihm mit Zwangsmitteln aufhelfen muß, wollen wir einmal auf der nächsten Kunstgewerbeausstellung in München sehen, wo ich bereit bin, mit den Herren Antragstellern zusammen mich näher über den Stand unsers Handwerks zu unterrichten.“ Abgesehen davon, daß auch hier wieder Gewerbe und Kunsthandwerk unterschiedslos durcheinander geworfen werden, sollte man doch im vierten Jahrzehnt des Ausstellungszeitalters eine solche Unschuld kaum für möglich halten! Wie allbekannt, wird zu den Ausstellungen, wie der bevorstehenden Münchner, kein Gegenstand zugelassen, der nicht von einer Kommission für zulässig erklärt worden ist, auch eine Art von Befähigungsnachweis; und es geht selten ohne Beschwerden zurückgewiesener ab, welche das Urtheil als ungerecht, partiisch, von Konkurrenten beeinflusst oder von mangelhaftem Verständnis eingegeben anfechten. Ebenso allgemein bekannt ist es, daß für die Ausstellungen Schaustücke gearbeitet werden, deren Wiederholung häufig vom Verfertiger abgelehnt wird oder werden muß, daß in gewissen Industriezweigen die Ausstellungen nur zur Anschauung bringen, was bei besonderm Anlaß, mit ungewöhnlichem Aufwande von Mitteln geleistet werden kann, nicht aber, wie es ursprünglich im Gedanken solcher Wettkämpfe lag, das Durchschnittsmaß der beständigen Leistungsfähigkeit. Wem diese Verhältnisse bekannt sind, kann unmöglich auf einer Ausstellung von dem Stande des Gewerbes ein richtiges und vollständiges Bild zu erhalten hoffen; und wem sie unbekannt sind — der Nachsatz ergibt sich von selbst.

Daß niemand sich gern einer Prüfung unterzieht, daß das Ergebnis einer solchen nicht immer dem Wissen und Können des Geprüften entspricht, daß es befangene Prüfer geben kann, das braucht uns nicht erst gesagt zu werden. Und doch fällt es niemand ein, alle Prüfungen abzuschaffen. Mit so allgemeinen und teilweise so wenig begründeten Einwendungen, wie sie im Reichstage erhoben wurden, ist das Verlangen nach Schutz des soliden Handwerkes nicht abzufertigen.

### Litteratur.

Kanada, das Land und seine Leute. Von Heinrich Lemcke. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer, 1887.

Da Johnsons aus Anlaß der Londoner Kolonialausstellung verfaßtes offizielles statistisches Handbuch über Kanada nicht allein wegen seines englischen Textes, sondern auch wegen seines beträchtlichen Umfanges selten von deutschen Lesern in die Hand genommen werden dürfte, so füllt das Buch Lemckes in Wirklichkeit eine

merkliche Lücke auf unserm Büchermarkte aus. Es ist umso interessanter und dankenswerter, als es in der ausgesprochenen Absicht geschrieben worden ist, den Beweis zu liefern, daß es auf die Quadratmeile in Kanada mehr solides Glück giebt als in der Union, und weiterhin die deutsche Auswanderung von den beinahe überfüllten Vereinigten Staaten nach den weiten Ebenen Kanadas abzulenken. Demde, der es nicht verschmäht, den etwaigen Auswandreru seine Ratschläge über die besten Legitimationspapiere und in Betreff der passendsten Provisionen für die Ueberfahrt zu teil werden zu lassen, wird zwar schwerlich dem Verdachte entgehen, daß er einfach das Geschäft eines bezahlten Auswandreragenten betreibe. Aber es ist auf der andern Seite nur Pflicht, ihm hiermit in aller Form zu bezeugen, daß sowohl seine Ausführungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse als auch seine gelegentlichen, meist sehr absprechenden Bemerkungen über die Union durchaus der Wahrheit entsprechen. Während in den östlichen Provinzen des Dominion of Canada der Weizenbau und die Viehzucht meist nur im großen und mit bedeutenden Kapitalien lohnend erscheint, ist in den nordwestlichen Territorien und in den Provinzen Manitoba und Columbia überreichlich Gelegenheit geboten, mit geringen Mitteln, ja selbst mittellos, eignen Grund und Boden zu erwerben und sich als Farmer vom ersten Tage an frei und glücklich zu fühlen. Mit gleichem Rechte macht Demde auf die Erleichterungen aufmerksam, welche die 1886 eröffnete kanadische Pacificbahn der Einwanderung bietet. Diese wird nicht nur die Kanadier von einem zum andern Meere erst zu einem großen Ganzen machen und die kürzeste Land- und Wasserstraße zwischen England und China herstellen, sondern auch den Ansiedler unmittelbar in sein Neuland hineinführen. Vollständig zutreffend ist es ferner, was der Verfasser über die Ruhe, Sicherheit und Wohlthätigkeit äußert, welche die Staaten und Territorien von Kanada so vorteilhaft von ihren Nachbarn im Süden des 49. Parallels unterscheidet. Geschäfte — ja, Thätigkeit — ja; aber mit Maß und Ziel! Kein Kirchturmrennen, um rasch Geld zu verdienen! Französische sowohl als englische Kanadier sind darüber einig, daß man den kürzern zöge, wenn man amerikanisch würde, wenn die Yankee in das Land kämen. „Die Kanadier haben gelesen und wohl verstanden, daß der Schöpfer dieser Erde volle sechs Tage brauchte, um sie zu vollenden, und am siebenten, zufrieden mit seiner Arbeit, ausruhte. Hätte man dagegen einem Durchschnitts-Newyorker die Schöpfung überlassen können, so hätte er nicht nur die Erde, sondern das ganze Planetensystem in fünf Tagen geschaffen, am sechsten seinem Nachbar eine Aktiengesellschaft aufgehalßt, und wäre am siebenten nach Long-Branch oder Coney Island gegangen, um an beiden Plätzen ein Champagnerdiner einzunehmen.“ Und zuletzt noch eins. Demde erzählt uns, daß die deutsche Sprache in vielen Städten der Provinz Ontario, wie Berlin, Breslau, Karlsruhe, Waterloo, Bismarck, und vor allem in ganz Manitoba sich jetzt bereits als gleichberechtigt neben der englischen behauptet. Sollte es gelingen, einen größern Strom deutscher Kolonisten nach Kanada zu leiten, so dürfte man wohl mit Recht hoffen, daß auf demselben Grund und Boden, wo die französischen Habitants seit den Tagen Ludwigs XIV. ihre Sprache, Religion und Sitten bewahrt haben, auch das deutsche Element sich nachhaltiger als in den Vereinigten Staaten der Anglisirung erwehren würde.

Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen von Michael Haberlandt. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1887.

Es ist nahezu ein Jahrhundert, daß sich deutsche Gelehrte bemühen, uns die Kulturwelt des alten Indiens verständlich und lieb zu machen. Irren wir nicht,

so ist das Interesse des Publikums an diesen Bemühungen im Laufe der Zeit zwar nicht geringer, aber es ist ein andres geworden. Einst, in den Tagen der Romantiker und über diese hinaus, war es eine Art von Sympathie, die uns zu den beschaulichen Hindus zog: wir fühlten, daß es etwas gebe, was unserm deutschen und dem indischen Wesen gemeinsam sei — vielleicht die Lust an der Grübelelei um ihrer selbst willen. Heute sind wir so tief in die großen politischen und ökonomischen Weltinteressen verstrickt und nehmen so lebhaften persönlichen Anteil an der Verwaltung unsrer Gemeinwesen, daß jene alte deutsche Neigung doch stark in den Hintergrund gedrängt worden ist. Dafür hat aber der — wenn wir so sagen dürfen — wissenschaftliche Trieb inzwischen größern Raum gewonnen, der Trieb, Nahes und Fernes zu vergleichen und nahe zu rücken, die Fäden aufzudecken, die das Heute und Einst, das Hier und Dort verbinden. Es ist das eine neue Spielart der Grübelelei, wenn man will, aber nicht mit einem nach innen gerichteten welt-scheuen Blick, sondern voll fröhlichster Schaulust nach allen Himmelsrichtungen, mehr die Sinnesart des Naturforschers als die des spekulativen Philosophen. Und so wird uns Kunde von dem märchenumwobenen Zunderlande auch heute noch willkommen sein, wo wir von der Verwandtschaft mit seinen Bewohnern eigentlich doch sehr wenig mehr in unserm Blute spüren.

Daß der Verfasser der vorliegenden Aufsätze und Skizzen, durch jahrelanges Studium in die indische Welt gleichsam eingesponnen, diese selbst uns näher liegend glaubt und für sie ein wärmeres Interesse fordert als das, welches man heute allen wissenschaftlichen Betrachtungen entgegenbringt, ob sie sich nun auf Schaltierchen oder auf alte Urkunden beziehen, wird man ihm gern zu gute halten. Denn es ist nicht leicht möglich, auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit etwas zu leisten, wenn man nicht von der Ansicht erfüllt ist, daß das, was man treibt, ganz besonders wichtig sei und die Aufmerksamkeit eines jeden verdienen. Auch das lassen wir uns gefallen, wenn Haberlandt uns mit dem, was uns an der indischen Welt abstößt, was uns da ungereimt, drollig oder gar ungeheuerlich erscheint, versöhnen will. Belehrt werden wir zwar nicht, aber wir hören ihm gern zu, weil er seine Sache geistreich und beredt zu führen weiß.

So gleich in dem ersten Aufsätze über die indischen Götter. Daß uns diese, so wie sie uns bildlich dargestellt werden, ganz unverständlich, ja widerlich sein müssen, gesteht Haberlandt zu. Er erinnert an die Verse Goethes:

Nicht jeder kann alles ertragen:  
Der weicht diesem, der jenem aus;  
Warum soll ich nicht sagen:  
Die indischen Götter, die sind mir ein Graus,

und an jene andern:

Nichts Schrecklicheres kann dem Menschen geschehn  
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Mit Recht thue der Dichter alle diese Zerrbilder in den ästhetischen Bann. Aber, meint Haberlandt, wenn das ästhetische Gefühl von der indischen Götterwelt nicht befriedigt werden könne, so stehe man von dieser uneinbringlichen Forderung an sie ab. Wir dürften dies nicht nur, wir müßten es sogar, um nur gerecht und einsichtig zu sein, denn, sagt er, Mythologie ist nicht Kunst. Durch die Griechen seien wir gewöhnt, die beiden für eins zu nehmen, es sei aber ein Irrtum. „Mythologie ist eine Anschauungsweise der Naturgewalten und ethischen Mächte auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Volksgeistes; ihre Gebilde stellen sich aber

nicht etwa als eine aus der Natur geschöpfte Dichtung, sondern als außer und über der Natur stehende Wesen dar, als Gegenstand der Religion und des Kultus, nicht aber des Gefallens." Haberlandt zeigt dann an einigen Beispielen, wie er die Darstellungen indischer Götter angesehen wissen will. Brahma wird uns bisweilen in einer Lotosblume ruhend vorgeführt, der Stiel der Blume sproßt aus dem Nabel Wischnus, des Erhalters, darunter liegt zusammengerollt die Welt-  
schlange. Das Ganze stößt ganz gewiß unsern ästhetischen Sinn ab. Aber, meint Haberlandt, es ist eine Hieroglyphe; der Gedanke des All-Einen — *ἓν καὶ πᾶν* — ist ihr tiefer Sinn. Ein andermal wird Brahma mit vier Köpfen abgebildet, ein abscheulicher Anblick. Aber man muß wissen, was die Mythe erzählt: Brahma hat sich in seine Tochter Catrarupa verliebt und sieht starr nach ihr; sie aber weicht, sich seinem Blicke zu entziehen, zur Seite. Der Gott, darüber beschämt, bezwingt sich, ihrer Bewegung mit dem Antlitz nicht zu folgen. Aber sogleich wächst ihm ein neues Haupt mit dem Antlitz nach derjenigen Seite, wohin die Tochter sich gewendet hat. Nun tritt sie wieder seitwärts, ein neues Haupt entsteht, und so weiter, bis der Gott deren vier hat, nach den verschiednen Himmelsgegenden hin. Recht schön. Aber gegen die derbe Fassung des Schlusses, den nun Haberlandt aus diesem Geschichtchen zieht, möchten wir uns doch verwahren. „Wen diese Mythe — sagt er — nicht mit dem ästhetischen Graus der Vielhäufigkeit ausföhnt, der liege immerhin vor der schönen Form auf dem Bauche: die tiefsinnige Vorahnung des Prinzips der organischen Bildung herauszufühlen, muß er eben andern überlassen.“ Man kann den tiefen Sinn des Mythos bewundern und sich vor ihrer bildlichen Gestaltung dennoch unwillig abwenden. Und warum so verächtlich: der liege auf dem Bauche! Warum nicht auf den Knien? Es liegt etwas von dem Kraftstil junger Philologen in dieser Wendung, das unangenehm berührt.

Im übrigen sei gern zugestanden, daß es Haberlandt versteht, uns den geistigen Inhalt des indischen Mythos nahe zu bringen und uns die Berührungspunkte mit modernem Denken und Empfinden nachzuweisen. Er hat auch meist solche Vorwürfe zu seinen Studien gewählt, die solche Berührungspunkte in ungezwungener Weise darbieten: so das Schachspiel oder die aus den Dichtungen der Romantiker uns noch wohlbekannte Lotosblume, den Sylvestertrank, das Fleischverbot der Fasten, das Alpha und Omega, den Rösselsprung u. a. Auch der indische Ursprung der geheimnisvollen „Mutter“ in Goethes Faust wird aufgedeckt, und Goethes indische Legenden erfahren geistreiche und liebevolle Würdigung. Daß Haberlandt den zwanzig Essays, die den Hauptteil seines Buches bilden, eine Reihe von Lese-  
früchten — „Skizzen und Aphorismen“ — angeschlossen hat, ist ihm von verschiednen Seiten bereits sehr zum Vorwurf gemacht worden; sie verraten zu sehr ihren Ursprung: den Zettelkatalog des Gelehrten. Aber sie nehmen ja nur einen bescheidenen Raum ein und bieten dem, der sich mit dem indischen Wesen tiefer vertraut machen will, so manche schätzbare Andeutung und Anregung.

Vom Wahren in der Kunst. Von Emil Mauerhof. Leipzig, G. Haessel, 1887.

Ein lezenswertes Buch, wenn es auch nicht das bietet, was sein Titel erwarten läßt. „Vom Wahren in der Kunst“ — das läßt Untersuchungen über die jetzt gerade brennenden Fragen der Aesthetik erwarten: über das Verhältnis zwischen Kunst und Natur, Poesie und Wirklichkeit, Idealismus und Realismus oder sonst dergleichen. Statt dessen bringt das Buch zwei ausführliche Studien über Lessings „Nathan den Weisen“ und über Shakespeares „Macbeth.“ Die Studien sind aber wertvoll und darum setzen wir uns über den unzutreffenden Titel hinweg.

Mauerhof ist sehr streitbarer Natur; er scheint zu denen zu gehören, die erst im Kampfe mit fremden Meinungen Funken eignen Geistes geben. Sein Buch „Ueber Hamlet“ zeichnet sich durch solche polemische Lust besonders aus, die übrigens die Grenzen litterarischer Höflichkeit zu wenig beachtet. Auch diesmal sind Mauerhofs Studien aus dem Streite mit andern Kritikern erwachsen; im ganzen aber ist seine Tonart manierlicher, gemäßigter geworden, gewiß zu ihrem Vorteil, und wo sie nach alter Weise grobianisch wurde, war es häufig gerechtfertigt. Die Studie „Probleme in Macbeth“ ist eine Erwiderung auf Professor Werders „Vorlesungen über Macbeth,“ die auch in diesen Blättern bald nach ihrem Erscheinen schon als Fehlschuß bezeichnet wurden. Mit Recht protestirt Mauerhof gegen Werders Auffassung des Shakespearischen Helden. Macbeth ist durchaus nicht der von Haus aus bloß zum Bösen angelegte Charakter; Mauerhof weist feinfühlig und überzeugend nach, daß Macbeth seinen Ehrgeiz ursprünglich nur durch reine Mittel befriedigen will, und daß ihn, den Gewissenhaften, erst die Lady zur Mordthat verlockt. Besonders gelungen zu sein scheint uns in der Studie Mauerhofs die Charakteristik der Lady. „Da das Gewissen nichts andres als ein fittliches Wissen ist, so hat die Lady in Dingen, die außerhalb ihrer Lebensvorstellungen liegen, kein Gewissen, denn sie weiß nichts. Ja wäre über sie als Gattin oder Mutter eine Versuchung gekommen, wir hätten zweifellos der Gewissensregungen und Bedenken die Fülle gehabt, aber auf dem Schauplatze der Thaten, zu dem eine Windsbraut sie ungewarnt entführt, muß sie sich völlig fremd und unerfahren dünken, und da ihr so jeder Schutz einer frühern seelischen Prüfung fehlte, ist sie auch widerstandslos allen Dämonen ihrer Sinnlichkeit preisgegeben. Kein Gewissen giebt es da zu knebeln, allein das Grauen. Daß ihr das letztere nicht gelingt, ja, soweit sie allein in Frage steht, gänzlich mißlingt, ist die Beglaubigung ihrer fittlichen Menschlichkeit“ (S. 174). In der Polemik gegen Werder, die sehr artig ist, vermiffen wir die notwendige Ablehnung der von Werder beliebten metaphysischen Betrachtung eines Kunstwerkes.

Mit gerechtem Unwillen wendet sich Mauerhof in der Studie „Nathan der Weise — ein Tendenzgedicht“ gegen die aus geistlichem Uebereifer und Unverständnis entstandene abfällige Kritik Lessings, welche Johannes Claassen veröffentlicht hat. Mit großer Klarheit und eindringender Schärfe giebt er eine Analyse des „Nathan“ und weist nach, wie Lessings Gesinnung genau mit den evangelischen Lehren der Liebe und mit der reinen Lehre Luthers zusammenfällt. Die Analyse der Parabel von den drei Ringen, der Nachweis ihrer Veredlung in der Hand Lessings, der sie von Boccaccio übernahm, ist meisterhaft; ebenso gelungen ist die Charakteristik der einzelnen Gestalten des Stückes, namentlich die des Klosterbruders. Um sich des Verdachtes zu erwehren, daß er nicht aus philosemitischen Gründen Lessing gegen den neuen Pastor Göthe verteidige, hat Mauerhof eine Kritik des Lessingschen Jugendwerkes „Die Juden“ als Einleitung vorausgeschickt. Die rein ästhetische Betrachtung des Lustspieles, der Nachweis der Fortschritte Lessings als Künstler und Denker in den dreißig dazwischenliegenden Jahren unsterblicher litterarischer Arbeit sind auch hier wohl gelungen.

Gegen manche einzelne These Mauerhofs wäre vieles einzuwenden. So gegen seine Unterscheidung zwischen Lehrgedicht und Tendenzgedicht: wer lehrt, hat doch wohl Absichten, die über das reine Ergehen hinausgehen? Der Lehrgedicht ist also doch wohl eo ipso Tendenzdichter? Mauerhof beschränkt die Bezeichnung Tendenzpoesie auf die, welche entstellte Wahrheit, gemeine Leidenschaft aus Haß und Neid verbreiten wollen (S. 21 ff.); das ist doch eine willkürliche Auslegung.

Man hat z. B. die gesamte politische Dyrif als „Tendenzpoesie“ bezeichnet, und man wird doch nicht Anastasius Grün einen unreinen Charakter schelten wollen! An anderer Stelle leistet der Verfasser die unglaubliche Behauptung: „Auf die Beredlung des Gemüths ist die Verstandsbildung ohne Einfluß“ (S. 38). Da sollte man doch gleich die Schulen zusperrern und alle Wissenschaft zum Teufel jagen! Freilich kommt Mauerhof dann zu eben dieser seiner Behauptung in Widerspruch; doch darauf gehen wir nicht weiter ein, es ist auch für den Wert des Buches nicht von Belang.

M. N.

Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwicklung und Weltanschauung.  
Studie von Ewald Flügel. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1887.

Man hat ausgerechnet, daß, während ein mäßig großer Bücherbort für die sämtlichen Werke Dantes ausreiche, für die Auslegungen und Erklärungen selbst nur der Divina commedia ein Raum von der Größe des Pantheons nötig sein dürfte. Mit dem Anschwellen der Schriften über Goethe und über Goethes Werke sind wir noch immer erst in den Anfängen, und schon jetzt würde die Raumschätzung, welche auf Dantes Erklärer zutreffen mag, für die Goethe-Ausdeuter und Umschwärmer bei weitem nicht ausreichen. Einer seiner eifrigsten Schüler und Bewunderer, bis ins hohe Greifenalter schriftstellerisch thätig gewesen wie Goethe selbst, der Schotte Thomas Carlyle, rückt als Dritter nun in jene auffallend weithin sichtbare Beleuchtung, welche das Vofungszeichen für den Beginn eines Wettringens in dem allseitigen Kommentiren eines ausgiebigen und gedankenvollen Schriftstellers zu sein pfllegt. Wird der Fleiß, welcher in England, in Frankreich, in Deutschland so viele Federn in Bezug auf die Carlyle-Frage in Bewegung setzt, sich lohnen? Ist Carlyle, wie seine leidenschaftlichen Anhänger zu verstehen geben, ein Universalgenie gewesen, berufen, der Menschheit ein moralisch-elektrisches Licht anzuzünden, an dem sich, wie das Nachtgebögel an den Scheiben der Leuchtturmlaternen, in ganzen Regionen ein Teil dieser Menschheit das Hirn einrennen wird? Und welcher Teil? Die Gegner der Freiheit? Aber Carlyle hat für die Politiker des Landes „der Erbweisheit“ wie überhaupt für sogenannte parlamentarische Größen gründliche, unbezwingliche Verachtung. Die Gleichmacher? Aber sein Heroenkultus schlägt ihnen unbarmherzig ins Gesicht. Die theologischen Schneefieber? Aber der Teufel hat ihn leibhaftig beim Wickel gehabt, ganz so leibhaftig wie den Mönch auf der Wartburg. So hat er wohl ein philosophisches System geschrieben? Carlyle ein System! Die Frage hätte ihn lachen gemacht, und er konnte eine „furchtbar schottische“ Lache aufschlagen. Genug von den Ranten und Rauheiten, die das Eindringen in sein eigentliches Wesen zu einer Arbeit wenig verlockender Art machen. Es ist ein ungeschliffner Diamant, so lautet das Urtheil derjenigen, die in Schweiß ihres Angesichts die Arbeit bis zu Ende führten. Und dann weisen sie auf Umgestaltung in den Anschauungen Englands hin, welche das Blitzen dieses Edelsteins zu Wege brachte, Umgestaltungen, welche nicht auf das Inselreich beschränkt blieben, und sie betonen, daß Goethes Wort: „Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung“ in jedem Jahre diesseits und jenseits des Aequators ein immer lauter und lauter tönendes Echo wecke. In Taines Idéalisme Anglais heißt es: C'est d'Allemagne que Carlyle a tiré ses plus grandes idées. Il y a étudié . . . De 1780 à 1830 l'Allemagne a produit toutes les idées de notre âge historique, et pendant un demi-siècle encore, pendant un siècle peut-être, notre grande affaire sera de les repenser. Woher dies französische Zugeständnis unerhörter Art? Carlyle hat

Grenzboten I. 1888.

das nämliche so lange und so oft, allem englischen Dünkel zum Troz, gesagt, geschrieben und drucken lassen, bis es auch diesseits des Armeekanal's das Recht erlangte, als These verkündet zu werden, zum Troz allem gallischen Dünkel.

Der Verfasser des oben angezeigten deutschen Buches hat sich das Verdienst erworben, sich den berühmten Schotten einmal ernstlich auf die wesentlichsten Seiten seiner geistigen Natur anzusehen; er hat das reiche biographische Material, welches durch Froude zu Tage gefördert worden ist, und nicht minder die eignen Werke Carlyles mit Fleiß und lebendiger Theilnahme in sich aufgenommen und in sich verarbeitet; dann ist er aber auch beflissen gewesen, an der Hand der vielen Fäden, welche Carlyles Studien mit Deutschlands historischer und litterarischer Entwicklung verknüpfen, den Quellen der Einwirkungen nachzuspüren, deren Ergebnis Carlyles Sonderstellung in der englischen Litteratur gewesen ist; und endlich hat er sich auch Klarheit über die unglaubliche Belesenheit des merkwürdigen Mannes zu verschaffen gesucht, eine der wichtigsten Seiten zum Verständnis des Carlyleschen Stils, da weder die angeblich vom Vater auf Carlyle vererbte naturwüchsige Rhetorik, noch auch der Hinweis auf die Ausdrucksweise Jean Pauls so manche Eigenheiten seines Stils hinreichend erklären.

In dieser Beziehung sei an einige Dunkelheiten erinnert, die selbst den langjährigen Bewohner der Themsehauptstadt Friedrich Althaus beim Uebersetzen der letzten Bände der Geschichte Friedrichs des Großen in Verlegenheit setzten. Er hat darüber in seinen Erinnerungen an Th. Carlyle berichtet, und wie er genötigt gewesen ist, sich bei dem alten Herrn selbst Rath zu erholen. Meine erste Frage — berichtet Althaus — betraf den Ausdruck *The Horn-gate of Dreams*. O, meint Carlyle, das sei doch wohl kein ungewöhnlicher Ausdruck. Althaus wagt die Vermutung, vielleicht komme er bei Milton vor. Nein, erwiedert Carlyle, das ist nicht der Fall, aber er ist ganz gewöhnlich, jeder wird ihn verstehen. Es giebt zwei Thore der Träume; aus dem Horn-gate kommen, so glaube ich, die Träume, die nicht in Erfüllung gehen. Die Sache wird in Virgil erwähnt, an der Stelle, wo Aeneas in den Hades geht. Uebersetzen Sie nur einfach das hörnerne Thor, jeder wird es verstehen. — Nachher läßt ihm die Sache aber doch keine Ruhe. Er läßt Althaus im Faber den Artikel *Dreams* nachschlagen, der aber nichts über Horn-gate enthält. Dann sucht er selbst im Virgil nach (6. Buch, V. 393 u. f.), findet aber nichts vom Hornthor. Nun wird von Carlyle noch als eine denkbare Beschaffenheit des Hornthors die Haut des hörnernen Siegfried herangezogen, was freilich nicht recht passen will, und endlich muß auch noch die Hornlaterne erhalten. Haben Sie nie eine gesehen? fragt er; es ist eine Laterne mit einer Scheibe aus polirtem Horn, statt einer Glasscheibe, nicht um das Licht zu verdecken, sondern seinen Glanz zu milbern. — Dies alles ist echt Carlylisch, immer mußte ein Vergleich auf seine noch nicht im Sprachgebrauch abhanden gekommene Verständlichkeit und Anwendbarkeit geprüft werden. Eine andre Dunkelheit fand Althaus in der Beschreibung von Zimmermanns erstem Besuche bei Friedrich dem Großen, sie lautet: *Deciduous gardenings of Sans-Souci, better than any Rialto at its best*. Ah, sagt Carlyle, das konnten Sie nicht wissen. Es giebt ein Stück von *Orway, Venice preserved*, und darin ist ein Charakter Saffir oder etwas dergartiges, der abends am Rialto prunkhaft auf- und abwandert. Zimmermann nun wanderte auf ähnliche Weise in den Gärten von Sanssouci auf und ab. *Deciduous* bezieht sich auf das Verblühen, auf die herbstlich fallenden Blätter. Es wurde denn doch für nötig erachtet, den deutschen Leser in einer Note auf *Venice preserved* zu verweisen. — Noch eine letzte Dunkelheit, freilich nur für Nichtbibelfeste. Althaus hatte mit

folgender Stelle über den ältern Pitt nichts anzufangen gewußt; sie bezieht sich auf die Lage des Parlaments nach dem Tode Pitts. No — heißt es da — Nature does not produce many Pitts, nor will any Pitt again apply in Parliament for a Career: Your voices, your most sweet voices, ye melodious torrents of Gadarene Swine, galloping rapidly down steep places — I, for one, know wither. Ich hatte kaum die Worte ye melodious zc. gelesen, sagt Althaus, als Carlyle in ein lautes Gelächter ausbrach. Endlich sagte er: Erinnern Sie sich nicht der Stelle in der Bibel von dem Besessenen, aus dem die Teufel in eine Herde Schweine fahren, die dann den steilen Abhang oberhalb des Sees von Tiberias hinunter rennen und im See erfaufen? Und, „eure Stimmen, eure süßen Stimmen“ ist aus Shakespeare. Ah, diese Herden gadarenischer Schweine, setzte er hinzu, sind immer da, melodische Ströme, welche steile Abhänge hinunterstürzen. Jetzt wieder sind sie ergriffen von dem panischen Schrecken der Fenier, möchten die arme alte irische Kirche umstürzen, statt die elenden Fenier pflichtgemäß zu hängen. Das Herbrausen der Demokratie in unsrer Zeit ist einer jener Ströme von Schweinen.

Da ich einmal von dem Flügelschen Buche abgekommen bin, das sich übrigens am besten selbst empfiehlt, seien für diejenigen, in welchen die dort mitgeteilte Lebensskizze Carlyles den Wunsch nach noch eingehenderer Vertrautheit mit Carlyles Lebenslauf und seinen häuslichen Verhältnissen erweckt, als gut orientirend folgende Bücher bezeichnet: 1. Das Leben Thomas Carlyles. Von F. A. Froude. Uebersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Von Th. A. Fischer. Zwei Bände (Gotha, Perthes). 2. Erinnerungen an Jane Welsh Carlyle. Auswahl aus ihren Briefen. Uebersetzt von Th. A. Fischer. Ein Band (ebendasselbst).

R. W.

Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. Mit dem Bildnis Klopstocks in Lichtdruck. Stuttgart, G. F. Göschen'sche Verlagshandlung, 1888.

Noch besitzen wir nicht über alle unsre Klassiker zugleich wissenschaftlich erschöpfende und schriftstellerisch bedeutende Geschichten ihres Lebens und ihrer Schriften. Ueber Goethe fehlt ein solches Werk noch ganz, über Wieland wird es erwartet, über Schiller und Lessing ist es begonnen, über letztern bald abgeschlossen; nur über Herder und jetzt über Klopstock liegt es vollständig vor. Je mächtiger die Litteraturwissenschaft fortschreitet, desto umfassender und schwerer wird die Aufgabe. Bei Klopstock liegt, was den Umfang des Stoffes betrifft, die Sache noch am günstigsten, wenn auch gerade durch die Entfremdung, die zwischen dem modernen Geschlecht und dem Erneuerer der deutschen Dichtung eingetreten ist, sich andre, nicht unerhebliche Schwierigkeiten ergeben. Hier war die Aufgabe vorwiegend eine geschichtliche, und es war mehr auf Erklärung als auf Beurteilung auszugehen. Das vorliegende Werk ist seiner Aufgabe durchaus gerecht geworden; die geschichtlichen Bedingungen von Klopstocks Werden sind erschöpfend dargelegt, das Eigene und Neue in ihm mit sicherem Blick erkannt und dargestellt, sodaß das Bild des Dichters mit erwünschter Deutlichkeit hervortritt. Die Litteraturströmungen, in denen Klopstock wurde und die durch ihn wurden, sind eingehend und klar geschildert, und das Lebensbild ist mit allen Mitteln moderner Wissenschaft fein und anziehend entworfen. Freilich mußte das Buch darunter leiden, daß Klopstocks Leben und Schaffen im Alter an Interesse verliert; die letztern Partien sind mit merklich blässerem Tinte geschrieben. Wertvoll ist vor allem das Kapitel über den Messias; daneben die Erörterungen über die Gelehrtenrepublik, über die spätern

grammatischen und metrischen Arbeiten; die Analysen der Dramen, die Untersuchungen über die *Byrik* und der Abschnitt über die französische Revolution. Ob es recht war, den alternden Klopstock in der Darstellung so zu isoliren, wie er es selbst mit sich im Leben allerdings that, darüber dürfte gestritten werden können. Ein fortgesetzter Hinblick auf das, was um den spätern Klopstock wurde ohne ihn, im Gegensatz zu ihm und doch unter seinen Nachwirkungen, hätte vielleicht noch in den Rahmen des Werkes gepaßt; doch es liegt immer in dem Ermessen des Verfassers, die Grenzen seines Werkes so weit zu stecken, als ihm selbst gut scheint. Der wissenschaftliche Wert des Werkes wird erhöht durch die Schwierigkeit der Arbeit ohne Hilfe einer kritischen Ausgabe.

Wir wünschen dem gediegenen Buche, das unsrer Litteratur zur Zierde gereicht und der Bedeutung des Gegenstandes durchaus würdig ist, den Leserkreis, den es verdient.

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleste. Zwölfte Auflage. Bearbeitet von Hermann Fischer. Stuttgart, Carl Krabbe, 1887.

Goethes Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Autorisirte Uebersetzung von Julius Fresse. Fünfzehnte Auflage. Durchgesehen von Ludwig Geiger. Ebenda, 1887.

Die beiden verbreitetsten Biographien unsrer großen Dichter scheinen sich noch immer großer Beliebtheit zu erfreuen. Eine zwölfte und eine fünfzehnte Auflage wollen in Deutschland schon etwas bedeuten, und diese Beliebtheit von Pallestes Schiller wie von Lewes' Goethebiographie schließt wenigstens einen bedeutenden Wink für solche ein, welche die vielgelesenen Bücher überbieten wollen. Offenbar entspricht der Umfang und der Vortragston der beiden Bücher der Aufnahmefähigkeit und den Bedürfnissen großer Kreise. Es ist gewiß nur zu loben, wenn für eine engere litterarische Gemeinde das Leben Goethes und Schillers in breiter Anlage und Ausführung dargestellt, die Forschung auf das Einzelste ausgedehnt wird. Aber die Hoffnung, für Arbeiten, wie Weltrichs Leben Schillers, ein großes Publikum zu gewinnen, ist vergeblich, und so lange nicht Werke vorhanden sind, die bei ungefähr gleicher Ausdehnung eine noch tiefere Erfassung der großen Menschennaturen mit noch stärker fesselnder Darstellung verbinden, so lange zweifeln wir nicht, daß die genannten beiden Biographien des Krabbeschen Verlags, welche in ihren neuesten Auflagen in vollkommen gleicher Ausstattung erschienen sind, fort und fort Käufer und Leser finden werden.

Was die Biographie Schillers von Palleste anlangt, so zeichnet sie sich nicht nur durch den angenehmen Fluß der Darstellung und die warme Begeisterung des Verfassers für seinen Dichter aus, durch die große Gewissenhaftigkeit, mit welcher er von Haus aus alle ihm irgend zugänglichen Quellen und Hilfsmittel benutzt und in einer Folge von Auflagen neuerschlossene sich gleichfalls zu eigen gemacht hat, sondern auch durch die Grundanschauung, die in Schillers Erscheinung eine Zukunftsverheißung für Deutschland und die Deutschen erblickte. Und da der neue Bearbeiter mit Pietät und guter Sachkenntnis die notwendig gewordenen Änderungen vorgenommen, Thatsachen und Zitate berichtigt, einzelne Stellen, die nicht recht zum Tone des Ganzen stimmen wollten, gestrichen hat, so darf man sich der vortrefflichen Arbeit, die das Gedächtnis ihres Verfassers in unsrer Litteratur erhalten wird, aufrichtig freuen. Nicht ganz so steht es um die Goethebiographie des Engländers Lewes. Wäre sie ohne alle Verdienste, so würde sie, trotz der falschen Vorliebe der Deutschen für alles, was ihnen vom Auslande kommt, kaum die Verbreitung gewonnen haben, deren sie sich thatsächlich erfreut hat. Der Heraus-

geber des „Goethejahrbuches“ hat das Buch des Engländers einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen, gegen hundert Druckseiten englischer Ueberhebung, krasser Ausdrücke, auf Irrtümern beruhender Polemik und Kritik gestrichen, einzelne Zusätze gemacht. Es mag auch unbestritten bleiben, daß große Klarheit der Erzählung und eine gewisse liebevolle Art, mit welcher Lewes die menschlichen Vorzüge in Goethe zu verstehen und andre zu erweisen trachtet, eine vortreffliche Analyse einzelner Werke dem Lewes'schen Buche zu eigen sind. Die weitere Verbreitung desselben unter uns sichert doch nur das leidige Bedürfnis. Denn so gewiß es einerseits bleibt, daß Lewes der herrlichen Natur unsers großen Dichters durchaus als ein Fremder gegenübersteht, daß er sich den deutschen Knaben, den deutschen Studenten, die deutsche Künstlernatur erst ins Englische übersetzen muß, der bei allen Bemühen, Goethe gerecht zu werden, die gräßlichsten Ungerechtigkeiten gegen den Dichter ausübt, so fehlt doch andererseits in unsrer eignen Litteratur das Buch, das Lewes eben geschrieben hat und das nach unsrer Ueberzeugung durch keine kritische Verdammung, sondern nur durch ein in Anlage und Umfang gleichartiges, im wesentlichen besseres Buch verdrängt werden kann. Die Illustrationen allein thuens nicht, und auch die philologische Genauigkeit und Zuverlässigkeit in den Thatfachen allein thut es nicht. Der Thatfache, daß ein großer Teil des gebildeten Publikums sich bei einer Biographie, einer Biographie Goethes und Schillers zumal, nicht bloß unterrichten, sondern auch an der Darstellung selbst erquicken will, ist nicht auszuweichen. Und mit kleinen Meisterporträts, wie Michel Bernays „Goethe“ in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ eins ist, wird das Bedürfnis nicht befriedigt. So lassen sich immer noch verschiedene Auflagen von Lewes' „Goethe“ voraussehen, von Palleskes „Schiller“ sind sie ohnehin gewiß.

Das Gemeindefind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel, 1887.

Wir haben uns im vorigen Jahre in diesen Blättern so ausführlich über die Novellen dieser geistvollen Frau ausgesprochen (und damit den Reigen der zahlreichen Studien eröffnet, die jetzt über sie geschrieben werden), daß wir uns diesmal füglich kürzer fassen können. Auch diese ihre neue Erzählung reiht sich — trotz der Schwäche des Schlusses, der eigentlich noch kein Abschluß ist — dem Besten an, was in den letzten Jahren in der erzählenden Litteratur erschienen ist. Frau von Ebner verfügt über eine vornehme, klare Prosa, die gegenständlich und doch persönlich ist, über eine Sauberkeit der Zeichnung, welche selbst den sittlichen Schmutz reinlich vorführen kann, über eine stille Kraft der Gestaltung, die unmerklich jede Figur, jeden Auftritt der Phantasie des Lesers einprägt, schon nach der ersten und einzigen Lektüre. Sie ist sparsam in ihren Mitteln, keine ihrer Gestalten spricht und handelt zu viel, aber wenn sie auftreten, so geschieht es in Bewegungen, die lebensvoll dramatisch sind: das ist die objektive Kunst.

Auch das „Gemeindefind“ ist eine jener Geschichten, welche ihr unter der Hand gleichsam gewachsen sind, wie wir dies von andern Novellen nachwiesen. Ursprünglich beschäftigte sie wohl nur das Motiv zu einer echten Dorf- und Schloßgeschichte: das Schicksal jener elternlosen Kinder, an welchen in Ermangelung aller andern Verwandten die Dorfgemeinde Elternstelle einnehmen muß. Ein trauriges Schicksal! Pavel Holus, der zehnjährige Sohn eines am Galgen gestorbenen Raubmörders und einer für zehn Jahre ins Zuchthaus gesteckten Mutter, hat es zu erfahren. Die gutmütige, wenn auch polternde Schloßfrau nimmt nur sein schönes, jüngeres Schwesterchen Milada auf — freilich gleich an Kindesstatt;

ihm selbst wird der Zugang ins Schloß aufs strengste versperrt. Dem rohen Dorfschweinehirten und seiner zweideutigen Gattin wird Pabel in Kost und Quartier gegeben. Zwar soll er die Schule besuchen, aber der Pflegevater braucht seine Dienste und den Taglohn, den er sich in der Ziegelei verdient. Die Dorfsjugend verachtet und verspottet ihn, sie schätzt ihn nur als kühnen und verschwiegenen Anführer bei allen losen Streichen. Aber das Gemeindefind wird bei diesem gehetzten Dasein sehr früh reif — und damit hat eigentlich die typische Geschichte des Kindes ihr Ende, und sie erweitert sich zur merkwürdigen Bildungsgeschichte eines ganz individualisirten Mannes. Pabel lernt früh die Dummheit der Bauern kennen; er kommt durch sie in den Ruf eines zu allen bösen Streichen, ja zu jedem Verbrechen (ist er doch der Sohn eines Mörders!) fähigen Burschen. Aus Menschenhaß und Verachtung nimmt er alle Sünden, die man ihm andichtet, in trotzigem Schweigen auf sich und verteidigt sich niemals. Der Schulmeister allein im ganzen Dorfe gewinnt Einsicht in dieses seltsam verworrene Gemüt, denn er ist in einer ähnlichen Lage. Er hat den lächerlichen Ruf eines Hegenmeisters, in den ihn die abergläubische Dummheit des Dorfes brachte, aus gleicher Menschenverachtung selbst genährt und gefördert, bis er die schmerzliche Erfahrung machte, daß er sich also den Boden, auf dem er stand, selber untergraben hatte. Auch Pabel gerät durch sein trotziges Schweigen auf unwahre Beschuldigungen ins Unglück, bis die Gerichtsverhandlung seine volle Unschuld an den Tag bringt. Damit wird seine innere Wandlung eingeleitet. Innige Freundschaft verbindet ihn mit dem originellen Schulmeister (der köstlichsten Figur des Buches!), der aus Furcht vor dem gestrengen Pfarrer in aller Heimlichkeit Lucrez und andre freigeistige Seiten liest. Durch diesen Umgang wird Pabel noch einigermaßen gebildet, er bemüht sich nun auch, seinen übeln Ruf in der Dorfschaft zu tilgen. Dies gelingt ihm und ebenso auch, sich nach unsagbaren Mühen zu einem kleinen Besitztum zu verhelfen, in welchem er seine Mutter aufzunehmen gedenkt, wenn sie endlich wieder in die Freiheit käme. Zur Schwester Milada zog ihn leidenschaftliche Sehnsucht: das Kloster stellte sich zwischen beide. Die asketische Erziehung zur Nonne hat dem Mädchen aber einen frühen Tod gebracht.

Man sieht in diesem zwischen Dorf, Schloß und Stadt gespannten Rahmen einen Reichtum von meisterlich gezeichneten Figuren. Die Zeichnung der stillen, schleichenden, mit süßlicher Frömmigkeit verbrämten Gewalt der Nonnen ist eine bewunderungswürdig feine Satire. Die gute Schloßfrau wächst einem beim Lesen ans Herz. Die kokette Hirtentochter Vinska, welche den verliebten Pabel so lange am Schnürchen hält, bis sie die Gattin des reichen Peter wird, ist eine Schwester der mächtigeren Sternsteinhofbäuerin Anzengrubers — kurz, alles ist trefflich gelungen, und zu bedauern ist nur — der Mangel eines dritten Bandes, denn unser Interesse an Pabel ist mit der Ankunft der Mutter noch nicht erloschen.

Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichtencyklus von Wilhelm Jensen. Leipzig, B. Eißner.

Wilhelm Jensen, von Haus aus eine phantastische, tiefpoetische Natur, neigt doch gelegentlich zu einer melodramatischen Steigerung oder vielmehr Häufung der Effekte und noch öfter zu einem Manierismus der Motive und des Vortrags, welche auch durch seine glänzende Schilderungsgabe, sein leidenschaftliches Mitgefühl für menschliches Elend, durch einen Blick, der oft in die verborgenste Tiefe der Seelen hinabreicht, nicht aufgewogen werden. So hinterlassen die erzählenden Schriften Jensens merkwürdig ungleiche Eindrücke und unterliegen sehr verschiedner Beurteilung, je

nachdem man auf das große Talent oder die manieristische Richtung den Nachdruck legt. Die Novellensammlung „Aus schwerer Vergangenheit,“ ein Geschichtencyklus mit dem Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges, gehört offenbar zu Jensen's bessern Erzeugnissen. Die Novelle „Auf der Lateinschule“ und die Schlußgeschichte „Am ein Menschenalter später“ sind wahrhaft ergreifend, die halbhumoristische Erzählung „Unter frommem Schutze“ schließt zwar Unwahrscheinlichkeiten ein, die auch in den Ausnahmeständen des großen Krieges unwahrscheinlich gewesen sein müssen, zeichnet sich aber durch farbenprächtige Genrebilder und höchst lebendige einheitliche Darstellung aus. Im Vorwort kehrt sich der Verfasser gegen die neueste „naturalistische“ Heßjagd auf die Dichtung mit geschichtlichem Hintergrunde, und er hat ganz Recht, wenn er sagt, daß das Tagesgelärm der augenblicklichen Wortführer der „Aktualität“ so knabenhaft sei, daß es jede wahrhafte Widerlegung ausschließe; nur völlige Kenntnißlosigkeit von dem, was überhaupt Dichtung sei und wo die Dichtung die Wurzeln ihrer Kraft berge, gebe sich in dem Lärm kund. Er hat Recht, und weil er Recht hat, wünschen wir umsomehr, daß sein reicher und rascher Gestaltungstrieb sich immer zu glücklichen, innerlich wahren Schöpfungen emporhebe.

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. Zweite, veränderte Auflage. Norden, Hinricus Fischer's Nachfolger, 1888. — Getilgte Schuld. Schauspiel in drei Aufzügen von Stephan Milow. Stuttgart, Bong, 1888.

Stephan Milow, der bisher nur als geistvoller Gedankenthriller in weiteren Kreisen bekannt war, ist mit diesen zwei Dramen gleichzeitig auf ein neues poetisches Gebiet getreten. Im „König Erich“ versuchte er sich als Charakteristiker, das Schauspiel „Getilgte Schuld“ ist ein ganz modernes Stück. Der so oft — zuletzt noch in einer Novelle von Jensen „Marin von Schweden“ und, wenn wir nicht irren, auch in einer Erzählung Johannis von Wildenradt — dargestellten Gestalt König Erich's XIV. von Schweden, der im Wahnsinn und Kerker endete, den die Romantik mit einer, alle strenge Hofetikette durchbrechenden Ehe mit der bürgerlichen Burghauptmannstochter Katharina Mans umgiebt, hat Milow eine originale Fassung gegeben, welche sich zunächst durch einnehmende Schlichtheit und sittliche Tiefe auszeichnet. Erich ist darnach von Natur aus ein grundgütiger Mensch; er hat das Bedürfnis, zu lieben, noch mehr das, geliebt zu werden; als Sanguiniker braust er zwar leicht auf, aber er verzeiht bald und trägt nichts nach; er ist von peinlicher Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst und rücksichtsvoll gegen andre. Im Grunde aber ist er ein schwacher Mensch. Er hat keinen Halt in sich selbst, er ist abhängig von dem Urteil, von der Unterstützung der andern; findet er diese nicht, wird sein Mißtrauen geweckt, so verliert er das innere Gleichgewicht, so verirrt er sich, so läßt er sich zu Handlungen hinreißen, die er nicht verantworten kann. Der verlorne innere Friede macht ihn tief unglücklich, seine Neue martert ihn, er erscheint der Welt wahnsinnig, indes er an sich selbst ein furchtbares Strafgericht vollzieht. Ein solcher hypochondrisch angelegter, Hamlet verwandter Selbstquäler und Grübler taugt nicht zum politischen Handeln, gar nicht zum Staatsmann und König. Und dies ist die tief innerlich begründete Tragödie des Milowschen Königs Erich: der klaffende Zwiespalt zwischen dem zufällig äußern Berufe und der innern Unfähigkeit für denselben richtet ihn zu Grunde. Die pessimistische Ethik des Dichters gestaltete aber diese Tragödie zu einer Anklage der Welt; sein Accent in den gehaltreichen Reden des Stückes fällt nicht auf die gleichsam apriorische Unfähigkeit Erich's, welche die ihn umgebenden Menschen in-

stintktiv fühlen, ohne sie beweisen zu können, als vielmehr auf die Schlechtigkeit, auf den rücksichtslosen Egoismus der sogenannten Männer der That. Milow nimmt mehr für Erich Partei, als es die reine dichterische Wirkung seiner Tragödie erforderte. Darum ist ihre Wirkung weiche Nührung, keine Erschütterung. Die Gestalt Erichs ist mit eindringender Psychologie geschaffen, hier ist Milow wahrhaft künstlerisch. Von den wohlhabendsten Charakteren, die sich um ihn gruppieren, ist keine mit solchen feinen Einzelheiten ausgestattet, sie sind schematisch geblieben. An dem eigentlichen Bewegter der Handlung, dem Kanzler Pehrson, vermißt man realistische Individualisierung am meisten. Die Sprache des natürlich in Versen geschriebenen Stückes ist von schlichter Schönheit und stellenweise großer Kraft, zumal an jenen Stellen, wo Erich sich selbst quält. Ueber die Bühnenfähigkeit des Stückes zu urteilen, ist sehr schwer. Die Erfahrung lehrt, daß die Bühne, um zu wirken, massigere Kunst erfordert.

Merkwürdig ist, daß Milow im Verse eine ungleich vornehmere Erscheinung ist als in der Prosa. Mit der Kunst der Charakteristik und mit dem Reichtume an Gehalt und Poesie des „König Erich“ hält sein Schauspiel „Getilgte Schuld“ den Vergleich nicht aus. Die Erfindung ist hier schwach. Friedrich Brandt, der technische Direktor des reichen Papierfabrikanten Wellborn, liebt dessen Tochter Johanna; da aber Brandt von niederer Herkunft ist (alte Geschichte!), will ihm der reiche Vater die Tochter nicht geben, obwohl diese den Direktor liebt. Zum Glück hat Brandt eine Erfindung gemacht, die sehr einträglich ist, und der störrige Papa hat sehr viele Schulden, kann den Direktor nicht entbehren. Um nun nicht im Geschäft zu Grunde zu gehen, muß er, mehr oder weniger gutwillig, die beiden zusammenführen. Sehr poetisch ist diese Handlung gerade nicht, und Ifland hätte sie jedenfalls drastischer und lustiger geführt.

Vier Novellen von Heinrich Vothhaupt. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1888.

Diese vier Novellen: „Ganymed“, „Narcissus“, „Das Heiligenbildchen“, „Die schwebenden Gärten der Semiramis“ bezeugen die poetische Anlage und die ernst künstlerische Richtung ihres Verfassers. Wenn sich auch „Ganymed“ nicht über eine gewisse überlieferte Romantik des Maler- und Theatertreibens zu einer höhern Wahrheit erhebt, so zeichnet sich dafür „Das Heiligenbildchen“ durch ein wirklich poetisches Motiv und stimmungsvolle Einzelheiten aus, und durch die Novelle „Die schwebenden Gärten der Semiramis“ zieht ein Hauch guten Humors und leichter Satire.

### Zur Beachtung.

Mit dem übernächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 47. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schnelle Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im März 1888.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.